

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

170 (23.7.1932) Die Mußestunde

Mit an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldf. 28, bezogen werden.

Ein Reichsverfassungsbreiter von Hans Goslar mit dem Titel „Weimar — trotz alledem!“ (Neuer Dresdener Verlag, Weisau, Preis 60 Pfa.) setzt sich zum Ziele in klarer und allgemeinverständlicher Form die politischen Grundziele der Reichsverfassung für jedermann aufzuzeigen. Goslar hat seine viel beachteten Reichsverfassungsvorlesungen auf der „Deutschen Welle“ neu bearbeitet und stark verlebendigt; die gemeinsamen Grundgedanken sind in der Schrift zu einer wirklich instruktiven und interessant geschriebenen staatsbürgerlichen Belehrung abgeleitet. Darüber hinaus aber wird dem Deutschen sehr eindringlich nahe gebracht, was er an dieser Reichsverfassung besitzt und welche Gefahren der Volksgemeinschaft, sowie der politischen Bewegungsfreiheit und den sozialen Rechten des einzelnen drohen, wenn, wie jetzt, die Verfassung in Gefahr ist. Gerade in dieser Zeit schwerer innerpolitischer Erschütterungen im Deutschen Reich wird jeder mit der Existenz des Volksstaates innerlich verbundene Deutsche gern zu dieser belehrenden und aufreißenden Schrift greifen. Hans Goslar, dessen Name eng verknüpft ist mit dem demokratischen Kurs Otto Braun in Preußen, hat mit dieser kleinen Arbeit ein Werk geschaffen, das weiteste Verbreitung verdient, wenn es vielleicht auch nur — ein Erinnerungswert ist.

Karl Höfling, von dem soeben die Bücherreihe Gutenberg ein gar nicht hoch genug zu veranschlagendes künstlerisch wertvolles Holzschmitt-Buch herausgebracht hat, denkt nicht daran bei diesem neueren Ausdrucksmittel sozialkritischer Kunst etwa den Stil eines Franz Malereel nachzuahmen. Er unterscheidet sich von Malereel durch eine völlig andere Auffassung, durch eine ganz persönliche Technik und durch die Vermeidung dekorativer Zutaten, die Malereels Arbeiten oft erdrücken. Die Holzschritte von Höfling sind in des Wortes bester Bedeutung populäre Kunst. Jeder versteht sie, jeder findet sich sofort in sie hinein. Sie geben inhaltlich und formell keine Rätsel auf. Dabei vermeiden sie plumpe Unterbrechungen und imponieren gerade durch eine ihnen innewohnende Unparteilichkeit. Die Kunst ihres Anstreichs wird dadurch gesteigert, daß der Künstler die von ihm verfolgte Absicht nicht klarfahrig voranstellt. Höfling weiß gerade durch sein naives Erkennen den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens gegenüber. Aus allen seinen Bildern spricht der Mensch, der sich sein Urteil bewahrt hat, so sehr Parteien und Traditionen und Vertreter der geistigen Ordnung auf ihn einreden. Nicht zufällig nennt er sein Buch deshalb „Mein Baurteil gegen diese Zeit.“ Es sind 100 Holzschritte, die in Originalgröße und von Galvanoplasten, nach dem Originalholzschnitt hergestellt, zu einem Buch, in Seiten 270, zusammengefaßt wurden. Diese 100 Holzschritte sind in den letzten drei Jahren entstanden und zeigen, wie Karl Höfling an der Vervollendung seiner Ausdrucksmittel gearbeitet hat. Die Holzschritte sind mit größter Sorgfalt und doch mit künstlerischer Freiheit geschnitten. Das, was Höfling sagen will, spricht den Betrachter mit entschlossener Klarheit an, und dabei ist jeder Quadratzentimeter dieser Holzschritte graphisch interessant. Der Griffel Höflings kann Schattierungen von größter Weichheit hervorbringen, er kann aber auch mit strengen Kontrasten arbeiten und das Spiel der Flächen zu einem dramatischen Konflikt werden lassen. In ihrer Gesamtheit ergeben diese 100 Holzschritte ein Spiegelbild unserer Zeit. Kein verzerrtes Spiegelbild, so sehr diese Darstellungen oft auch einem Reigen toller Ausgeburt einer infernalischen Phantasie gleichen mögen. Die Wirklichkeit ist so, sagt Höfling, wie Draußen nur scharf hinzusehen, zu ändern und zu ordnen. Dieser Wille war der Antrieb, eine solche Serie von 100 Holzschritten zu schaffen und zusammenzufassen. Durch die Kunst Höflings legt er sich beim Betrachter wieder in soziale Verbundenheit um. Die Bücherreihe Gutenberg hat mit diesem neuen Buch etwas ganz Neues geschaffen. Möge die Arbeiterklasse aus diesen Zeichen allgemein und künstlerisch lernen — Höflings Wert ist eine Anleitung dazu!

Das neue Heft der Zweimonatsschrift „Psychosomatische Bewegung“ (Wien 1. In der Reihe) enthält u. a. Beiträge von Theodor Reiz „Grenzland des Wipes“, G. Wagnowski „Marcel Brault als Dichter der psychologischen Analyse“, L. Releis „Das Schuldgefühl“, Karl Wachter „Das Locater als Abwehr und Kunstverfälschung“, A. J. Gortfer „Etwas erinneren“ — „An etwas vergessen“. Preis des Heftes 2 M.

In Heft 10 der „Arania“, kulturpolitische Monatshefte über Natur und Gesellschaft, berichtet an Hand eigener Aufnahmen Fred G. Korth über das Leben in den Meservaten (Naturreservaten). Die Naturbeschreibungen werden ergänzt durch eine theoretische Betrachtung über die Biologie. Prof. F. Schagel zeigt einen Ausweg aus der krisenhaften Verwirrung der Geistes in der Wissenschaft durch seine Darstellung „Von der Mechanik zur Dialektik des Lebens“. Eine soziale Wanderung führt uns zum Bergvolk im Wallis. Weitere Aufsätze behandeln wissenschaftliche, technische und kulturpolitische Gegenstände immer unter dem Gesichtspunkte der sozialen Betrachtung. Der Gesundheitspflege ist für die heißen Sommertage ein ärztlicher Rat über Nistschlag und Sonnenstich, ihre Ursachen und Bekämpfungen gewidmet. Dazu kommen noch kurze Einzelnotizen aus allen Wissensgebieten. Ein schönes Gedicht von Max Barthel, erstmalig vertont, beschließt das Heft.

Rätseldecke Bilderrätsel



Viereck-Rätsel

Die Wörter: Kranich, Dresden, Hamburg, Meißner, Absicht und Knaster sind in ein Viereck von 7x7 Feldern so untereinander zu stellen, daß die von links oben nach rechts unten schräg laufende Linie ein heißes Land nennt.

Räselauflösungen

Ergänzungsaufgabe: Chamisso — Knecker. Bilderrätsel-Auflösung: Was man nicht versteht, besitzt man nicht. Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe; Friedr. Hönel jr., Karlsruhe.

Witz und Humor

„Ach so! Für meine Frau lege ich die Hand ins Feuer.“ — „Nana.“ — „Was heißt nana? Tu ich jeden Tag, wie als Fakt auf dem Rummelplatz.“ (Ulf.)

Ein diskreter Ohrenzeuge. Zwei ältere Königsberger Professoren, seit Jahren erbitterte Gegner, trafen sich einst in der Dämmerung im Spechzimmer der Universität und sungen, da sie sich allein glaubten, sogleich miteinander zu streiten und zu schimpfen an. „Du Esel!“ — „Du Och!“ scholl es durch den Raum. Plötzlich ertönte aus einer dunklen Ecke eine Stimme: „Meine Herren Kollegn — es bleibt Amtsgeheimnis!“

Der saure Apfel. „Ist es dir recht, mein Geliebter, wenn wir den Freitag festhalten als Tag unserer Hochzeit?“ — „Jeden beliebigen andern Tag, Henriette, bloß gerade den Freitag nicht.“ — „Bist du abergläubisch, mein Geliebter?“ — „Keineswegs, Henriette, keineswegs. Aber am Freitag bin ich doch immer im Klub, nicht wahr? Am liebsten wär mir schon der Sonntag. Sonntage weiß man ja ohnehin nie, was man anfangen soll.“ (Ulf.)

Die Uhr. „Wie haben Sie denn Ihre Braut mit Ihrem Freund erwischt?“ — „Ganz einfach. Ich hatte ihr eine Armbanduhr geschenkt. Die ging richtig. Nach einer Woche ging sie genau achtzehn Minuten nach. Dann besuchte ich meinen Freund.“ — und dessen Uhr ging auch achtzehn Minuten...?“ — „D nein, die ging richtig. Aber als es vier schlug, warf er mich raus, weil er achtzehn Minuten nach vier Damenbesuch erwartete.“ (Ulf.)

Das „Aeffken“. Der Professor Wilbrand in Gießen hatte für seine anatomischen Vorlesungen eine besondere Attraktion: die Demonstration der Ohrenmuskeln. Sein Sohn nämlich besaß die Gabe, mit den Ohren besonders gut zu wackeln zu können und wurde deshalb als Demonstrationsobjekt benützt. Von einem Augen- bzw. Ohrenzeugen wird die sich regelmäßig abspielende Szene folgendermaßen berichtet: „Diese Muskeln sind beim Menschen“, so sprach schließlich der Professor, nachdem er die Anordnung der Ohrenmuskeln dargestellt hatte, in seinem westfälischen Dialekt, „obsolet geworden. Der Mensch kann die Ohren nicht bewegen. Das können nur die Aeffken. Jolios, mach's mal!“ — Und Jolios, der Sohn, fing an, mächtig mit den Ohren zu wackeln.



Die Mußestunde Unterhaltungs-Beilage der Freien Presse

Freiheit!

Kein Symbol der jüngsten Parteikämpfe hat so eingeschlagen wie unser Gruß „Freiheit!“ und in unserer Zeit! Jeder, der die drei Pfeile am Kockragen trägt, bekommt ihn immer wieder zu hören, von den Jungen und von den Alten, von den Jungens auf den Spielplätzen und am Wege zur Schule und von den bereits im Werktag der Arbeit Ergrauten auf dem Weg zur Fabrik.

Dieser Ruf „Freiheit!“ ist zu allen Zeiten gehört worden... im Altertum, im Mittelalter und in unserer Zeit!

Freiheit — das war der Ruf der Fechter des alten Rom, jener Sorte von Sklaven, die nichts zu verlieren hatte als ihre Ketten. Jener Menschenschicht, die man zum Vergnügen der faten Bürger im Circus Maximus gegeneinander bauen und flehen ließ, bis einer von ihnen in seinem Blut im Sande lag.

Freiheit — das war der Kampfruf der mittelalterlichen Bauern, die den Stiefel des Gutsherrn nicht mehr ertragen konnten, jener gequälten und geschundenen Leibeigenen, die dem gnädigen Herrn ihren „Jehnen“ abzuliefern und ihre Erbscher in der Hochzeitnacht dem jungen Herrn zur Verfügung zu stellen hatten, während die Hirsche und Eber des Jagdherren die Aecker durchwühlten und eine geordnete Landwirtschaft unmöglich machten.

Freiheit — das war der Ruf des Zeitalters der Reformation eines Calvin und Zwingli, jener Geschlechter, die mit der Bauernhauf die Despoten aus der Schweiz und aus den Niederlanden herauswarfen!

Freiheit — das war der Schlachtruf jener bürgerlichen und bäuerlichen Epischerhaufen, die sich den Ritterheeren bei Cempach und Morgarten gegenüberstellten und lieber sterben als sich den Tyrannen unterwerfen wollten. Nicht umsonst schließt jenes „Niederländische Dankgebet“ mit den Worten: „Herr, mach uns frei!“

Freiheit — das war der Kampfruf der großen Revolution des „Dritten Standes“ gegen den feudalen Herrenstaat!

Freiheit — das war das Symbol jenes achtzehnten Jahrhunderts, in dem Friedrich Schiller seinen „Wilhelm Tell“ und seine „Louise Millerin“ schrieb und in dem sich sogar der Geheimrat von Goethe zu seinem „Egmont“ fortreißen ließ. Jenes Zeitalter, in dem der mit den Massen führende Dichter sein „In tyrannos“ gegen den Thron des absolutistischen Militärstaates geschleudert hat.

Freiheit — das war das Symbol der großen französischen Revolution, in der der „Dritte Stand“ seine Gleichberechtigung mit dem Adel und damit dem Klerus erzwungen hat.

Freiheit — das ist jetzt der Kampfruf des Dritten Standes, des industriellen Proletariats, das im Maschinenzeitalter der Gegenwart zur letzten großen Entscheidungsschlacht antritt gegen die braune Pest, die nationalsozialistische Barbarei. Ihrem Freiheitsphantom haben wir den Freiheitsruf des freien arbeitenden Menschen

entgegenzusetzen: die Freiheit von den Ketten des Kapitalismus und die Freiheit der internationalen Arbeiterklasse von Knechtschaft und Krieg!

Freiheit — dieser Ruf vertritt die gute Sache der um ihre Menschenwürde ringenden, gedrückten Arbeitermassen!

Freiheit — das ist das Ideal dieses Jahrhunderts, das sich vor den Freiheitskämpfen der vergangenen Jahrhunderte nicht zu schämen hat.

Freiheit — das ist ein Ruf, der immer noch den Sieg an seine Fahnen gefesselt hat — von den Fechten des alten Rom über die Bauern und Bürger des Mittelalters hinweg bis auf unsere Zeit!

Sein kleiner Junge

Von Noré Brunel.

Die Männer, welche sich ins Herrenzimmer zurückgezogen hatten, um beim Rauchen und Trinken eine gemütliche Stunde zu verplaudern, sprachen wieder einmal von den Frauen.

„Sie kennen kein Maß“, sagte Verdaut. „Ihre Vorzüge sind höchste Tugend, ihre Mängel wachsen sich zu großen Fehlern aus. Sie haben etwas Engelhaftes oder etwas Dämonisches an sich. Das Erhabene und das abstoßend Niedrige nehmen in gleichem Maße von ihrer Seele Besitz. Wir Männer sind zur treuesten Ergebenheit fähig; die Frauen schreiten bis zur Selbstaufopferung. Auch wir gehen durch dick und dünn; aber sie beweisen manchmal beispiellose Seelengröße.“

Haben Sie Jean Vaudrey gekannt? Jenen großen hübschen, Menschen, der jahrelang mein Hüttenwerk in Antibes leitete? Ein Ehrenmann durch und durch, ein Arbeitsmensch. Die Kriegsstürme taubten ihn mir. Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich wieder einmal vom Krieg rede. Man wagt gar nicht mehr, sich an ihn zu erinnern. Ich werde mich übrigens nicht lange dabei aufhalten.

Eine Granate hatte Vaudrey niedergeschmettert. Ich sehe ihn noch in dem Lazarett vor mir, wo ihn ein berühmter Augenarzt behandelte. Fast acht Tage lang wagte es der erfahrene Arzt nicht, sein Urteil auszusprechen. Eines Morgens entschloß er sich dazu. Als die kleine blonde Krankenschwester, welche Jean Vaudrey pflegte, den Professor ernst den Kopf schütteln sah, faßte sie, wie sich ihr Herz von neuem zusammenkrampfte.

„Es wird nötig sein“, sagte der Arzt, aber leise, ganz leise, nur für sie vernehmbar, „es wird nötig sein, es ihm beizubringen. Beide Augen sind verloren.“

Nun denken Sie sich, welche furchtbare Aufgabe! Die kleine blonde Krankenschwester brauchte Tage dazu, bis sie sich entschließen konnte, Vaudrey die grausame Wahrheit zu enthüllen. Sie tat es sehr sanft, mit rührender, fast mütterlicher Zärtlichkeit. So sanft, so liebevoll behutsam, daß er den erschütternden Schlag mit größerem Mute ertrug.

Und dennoch, welches bittere Leid! Seine geliebte Lucette, seinen kleinen Francis, den er vergötterte, seine alten Eltern und seine Freunde, sein kleines rosenmunkeltes Haus, das er sich kürzlich erst hatte bauen lassen, den von Duft erfüllten Garten, die Obstbäume mit den schweren goldgelben Früchten, um welche die Bienen summten — all das würde er nicht wiedersehen, niemals wieder. Als ein Lebender würde er in das Reich der Finsternis einreten.

Eines Abends tief er die kleine blonde Krankenschwester zu sich. „Wollen Sie vielleicht meine Angehörigen verständigen?“ sagte er. Sie werden es ihnen auf bessere Weise beibringen als die anderen. Sicher werden sie dann weniger weinen.“

Unter heißen Tränen schrieb sie einen Brief.

Als der Brief ankam, rang der kleine Francis mit dem Tode. Ein tödliche Gehirnhautentzündung. Er lag in seinem Bettchen, die Augen wie abwesend gen Himmel gerichtet, wohin andere kleine Engel ihn zu rufen schienen; die Knie hatte er hoch gestemmt, der Atem ging langsam und stoßweise. Lucette, wie gebrochen an seinem Bette sitzend, stöhnte leise und schien der Verzweiflung nahe. Die alten Eltern weinten andauernd still vor sich hin. Der Briefträger brachte den Brief. Und als ihn Lucette gerade öffnete, entschwebte des kleinen Jungen Seele zum Himmel.

Übrigens, meine Herren, diese Geschichte ist nicht erfunden. Ich habe den Brief selbst gelesen. Er lautete:

„Weinen Sie nicht gnädige Frau. Es gibt noch unglücklichere Menschen. Ihr Gatte wird bald zu Ihnen zurückkehren. Er wird Ihre lebendige Nähe fühlen, und er wird Ihre Stimme hören. Er wird sich gern von seinem kleinen Francis küssen lassen. Alle beide werden vor Ihren Augen spielen, und Sie werden Ihnen zulächeln. Weinen Sie nicht, liebe, gnädige Frau; er fügt sich in sein Schicksal; denn er denkt an alle diejenigen, welche überhaupt nicht heimkehren werden. Sie werden nun zwei Kinder haben, gnädige Frau...“

„Ach, meine Herren, haben Sie schon einmal ein großes Leid erfahren? Wenn Ihnen kein kleines Kind genommen worden ist dann können Sie die Tragweite dieses Unglücks nicht ermessen.“

Wenn es ein kleines Kind war, das in seiner kleinen Welt, im kleinen Pappschiffchen lebte, die kleinen Kinderaugen für immer geschlossen: es gibt nichts in der Welt, was so herzzerreißend wäre. Lucette Baudrey brach völlig zusammen und versank in einen Zustand krampfhafter Erstarrung.

Wierzehn Tage lang kam kein Wort über ihre Lippen. Als sie eines Morgens sendlich aus ihrer Lethargie erwachte, war ihre erste Frage, ob man Jean „das Unglück“ verschwiegen habe. Man sagte ihr, daß er nichts wüßte, außer daß sie, Lucette, krank war, aber daß man ihn nächstens heimholen müsse.

Der alte Vater wurde damit betraut, ihn nach Hause zu bringen.

„Sagt ihm, daß Francis . . . sein kleiner Liebling . . . ihn erwartet . . . sagt es ihm, ja?“

Sie glaubten, Lucette hätte den Verstand verloren. Am Vormittag des Tages, an welchem Baudrey heimkehren sollte, verließ Lucetta das Haus, ohne irgend jemand davon zu benachrichtigen. Man suchte sie den ganzen Tag. Sie war nirgendwo zu finden.

Am Abend jedoch kehrte sie zurück. Lucette Baudrey kam nicht allein. Sie trug einen kleinen Jungen aus dem Arm, eine Waise — eines jener unglücklichen Kinder, die man damals in der Nähe von Antibes aufgefressen hatte.

Sie können sich nun wohl alles denken, meine Herren. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie beide ins Zimmer traten, den blinden Sohn am Arme des Vaters. Ich sehe auch wieder die alte Mutter mit ihrem verstorbenen Wesen. Und Lucette mit dem Kind.

Jean Baudrey kam näher, mit ausgebreiteten Armen, mit taustenden Händen.

„Lucette, mein einziges Lieb . . .“

Sie sanken einander in die Arme; ihre Kräfte drohten sie zu verlassen.

Dann entwand sich der Blinde der Umarmung.

„Und mein Francis,“ sagte er, „wo ist mein kleines liebes Kerlchen?“ Man hielt ihm das Kind hin.

„Pa-pa . . .“

„Mein geliebter kleiner Junge . . .“

„Das hat Lucette Baudrey getan . . .“

(Berechnete Uebersetzung von Elisabeth Brann.)

O daß ich dich gefunden . . .

Von Billy Grey.

O daß ich dich gefunden. / Nun steh ich nicht mehr einsam da. / Auch in den dunkelsten Stunden / bist du mit mir nah.

Im Wachssein wie im Traum / schau ich dein Bild. / In meinem Herzen ist jeder Raum / von dir erfüllt.

Mutter, Schwester, Gefährte. / All dies bist du mir. / Alle meine Wünsche werden / stumm vor dir.

Der Herzog von Reichstadt

Zum 100. Todestag des „Königs von Rom“ am 22. Juli

Ein jugendlicher Märtyrer, dem man auflud, die Schuld seines Vaters zu büßen. England markierte den Vater zu St. Helena zu Tode; im goldenen Käfig zu Schönbrunn wurde der Sohn das Opfer einer verschrobene Erziehung; die ihm keine Freiheit ließ. Verließ sein Gouverneur das Zimmer, löste ihn irgend ein Vater ab; war dieser mit seinem Vatein zu Ende, gab man dem Knaben Unterricht in Habsburger Geschichte.

Am 20. März 1844 in Paris geboren, erhielt er seinen ersten Titel: König von Rom. Am 23. März schon brachte der Eskadronchef von Robeau die frohe Kunde nach Wien, wo das Ereignis vom Hof und der Bevölkerung lebhaft gefeiert wurde. Es gab jedoch Stimmen, die dem kleinen Prinzen ein Bettlerdasein weislagten.

„Erinnern Sie sich,“ hatte Napoleon an seinen Bruder Joseph geschrieben, „daß ich lieber meinen Sohn in der Seine, als in Wien wissen möchte.“ Während Napoleon sich mit den Alliierten herumschlug, um Paris zu retten, flüchtete seine Gattin mit Sohn und einigen Hofstranzen nach Wien, wo Fürst Metternich das kaum vierjährige Kind als willkommene Geseß bewertete. Und nun beginnen die Legenden und Sagen sich anzusammeln, so daß es fast unmöglich ist, ein getreues Bild von diesem Kaiser Sohn zu erhalten.

Dem Kinde ließ man zuerst die französische Umgebung; nachher übernahm ein Herr von Dietrichlein und ein Baron Obenaus die Erziehung, zu der die grimmigsten Feinde Napoleons I. Programme und Paragraphen ausgeklügelt hatten. Seine Mutter sah er selten. Die Erzählerin mußte sich wegen Parma mit den Unterhändlern herumbalgen, das ein Gebiet war, so klein, daß Napoleon sich geschämt hätte, es einem seiner Generäle als Geburtsstagsgeschenk anzubieten. Marie Luise siegte über die üblen

Wachposten, die ihn aus aller Herren Länder kleiner oder größerer Größe zufliegen in Gestalt von Postanweisungen, die seiner Lage wieder aufhelfen werden.

„Jehn Jahre war der Knabe alt, als sein Vater auf Helena endete. Ich sterbe vor der Zeit, gemordet durch die englische Oligarchie und ihren Kreaturen“, heißt es eingangs des Testaments, in dem der Sohn mit folgendem bedacht ward: Waffens: Schwert, das er bei Austerlitz trug, Sobieskys Säbel, Hirschfänger, Dolch, zwei Versailleser Pistolen. Die goldene Reisedose, die der Kaiser am Morgen bei Ulm und Austerlitz, bei Jena, Moskau und anderen Orten gebrauchte. Noch viele andere, wertvolle Gegenstände, unter denen sich auch die erbeutete Wacke des alten Fritz befand, vermachte der Vater dem Sohn mit der Bestimmung: General Bertrand, Graf Moncholon, und der Kammerdiener Morchand sollen die Erbschaft dem Sohne übergeben, wenn dieser das 16. Lebensjahr erreicht habe. Doch von all diesen Andenken gelangte nichts in die Hände des Erben. Der Wiener Hof tat ganz verwundert, als man ihn darum befragte, und als die Fragesteller dringender wurden, erklärte man ihnen, General Bertrand habe die Sachen für sich behalten. Das war nun unklug, ja tolpatschig; denn gerade dieser war der Treuesse der Treuen, der ob seiner Uneigennützigkeit vom Volksdichter Beranger besungen wurde. Wie mans zu Wien machte, so schloß man eben auch auf andere, wie wir es später sehen werden. Es war nicht verborgen geblieben, daß Graf Neipperg, der zweite Gatte Maria Luises, bei hohen Festlichkeiten das Schwert Napoleons trug, Metternich aus der historischen Dose seinen Tabak schnupfte, darauf hin das alte Deutschland zu niesen und „Wohl bekomme“ zu sagen hatte. Die Eporen, die der Kaiser auf Helena gebrauchte, machte sich ein kaiserlicher Prinz an; während eine italienische Sängerin durch einen Nebenwerb ein „Armband mit goldenen Schließen“, bestehend aus dem Haar des Kaisers, sich erschaufelte.

Vieles hatte der junge Herzog von seinem Vater erfahren; ein Heimweh hatte sich in ihm festgesetzt gehabt, woraus seine Fluchtversuche zu begreifen sind. Tausend Sehnsüchte peitschten seine junge Seele, nach Freiheit schrie sie und marterte sich ab. Seine Qualer erkanden immer neue humane Schußlichkeiten. Der Dichter Bartsch widmete ihm den Sang. Der Menschensohn, und wird nicht vorgelesen. Da empörte sich sogar das damals königliche Frankreich dagegen. Aber der Verräter Napoleons, Mar-mont, durfte dem Herzog wochenlang Vortrag halten über das Leben des Vaters. Von diesem Halunken war nichts zu befürchten, er mochte den Nimbus zerstören. Aber das gelang diesem doch nicht.

Von einer romantischen Liebe mit einer Mäuerstochter wird berichtet. Auch dieses zählt zur Legende, weil der Herzog auf Schritt und Tritt benachigt wurde. Dann heißt es weiter, man habe Ballettisen in sein Zimmer gebracht, dieses Mittel gewählt um den Feuerkopf abzulenken, er habe aber nicht widerstehen können und sei dadurch eines frühen, aber christlichen Todes gestorben. In Wahrheit starb er am 22. Juli 1832 an Rehlkopf- und Lungentuberkulose, verpflücht durch zwei Aerzte, die einmal in französischer Gefangenschaft waren. Die Mutter war ans Lotenbett gerufen worden; doch ihr Sohn erkannte sie nicht mehr. Der Körper war noch nicht erkaltet, als Hofstranzen, gleich Hyänen — Fächer, Schubladen, Schränke plünderten. Der Lockenkopf des Herzogs galt als Trophäe; mit Scheren und Messern wird hantiert, so daß das Haupt einer gerupften Kasse glich. Ja, ein Frauenzimmer riß dem Toten eine Locke heraus, so daß blaßrotes Blut über dessen bleiche Stirn rollte.

Das Frankreich eines Ludwig XVIII. trauerte um den König von Rom, den Herzog von Reichstadt, den es gern in Paris gehabt hätte. Und noch vor wenigen Jahren suchten Abenteurer die Leiche aus der Wiener Kaisergruft nach Frankreich zu entführen, um sie im Pantheon neben dem großen Kaiser, dem kleinen Napoleon zu betten.

Dualvoll war dieses jungen Menschen Tod — quollvoll ist sein Leben gewesen. Die Feinde des großen Karren fälschten viel von Gottes Vergeltung, als man den Vater in Helena, den Sohn in Wien wußte. Jetzt triumphierte wieder die Idee vom Gottesgnadentum, überschlug sich in wahnwichtigen Rauschen bis zum Raketenjammer von 1918, aus dem sie zur Zeit dessen faulen Nest sammelt, um sie einem armen Volke mündgerecht und schmachtst zu machen.

E. K.

Tiefenkurve

Die Weltpresse und auch die Presse Deutschlands berichtet jetzt von dem englischen Dramatiker Parsifal Murray Sykes, der aus bitterer wirtschaftlicher Not in den Straßen Londons mit Streichhölzern handelt. Sykes wurde berühmt durch die Dramen „Das große Schweigen“ und „Alle hundert Jahre“; er wurde sogar so sehr geschätzt und vom Prinz von Wales zu Hofe geladen, daß er nach unserer früheren Begriffe den Titel „Hofschreiber“ hätte führen können. Die Zeitverhältnisse haben ihn aus der glänzenden Höhe gestürzt, welcher Sturz, „das große Schweigen“ um

mannt wird. Es liegt die Vermutung nahe, daß durch dieses postum berühmten ihm aus aller Herren Länder kleiner oder größerer Größe zufliegen in Gestalt von Postanweisungen, die seiner Lage wieder aufhelfen werden.

Durch die Veröffentlichung in deutschen Zeitungen erfährt man nun, daß auch die englischen Schriftsteller von der Not berührt werden. Durch die italienischen Zeitungen konnte man kürzlich erfahren, wie schlimm es einer großen Zahl französischer Autoren ergeht. Und in schweizerischen Zeitungen kann man erfahren, wie es gegenwärtig um die deutschen Schriftsteller bestellt ist. — Mit dem Schrifttum befaßt sich die ganze Welt, denn es ist ein Stück der Kultur, auf die jede Nation stolz ist. Neben dieser Kultur aber läuft der Leidensweg seiner Kulturträger, und der ist von alters her (besonders in Deutschland) mit Sorge und Not, mit Armut und oft genug mit dem Tod aus Hunger geplacket.

Die Neue Zürcher Nachrichten schreiben kürzlich über die „Not des deutschen Schrifttums“, also von einer „Not in einem Lande, in dem schöpferisches Dichten und Arbeiten immer hoch im Kurse stand.“ Während auf der einen Seite die lebenden Autoren bitterste Not leiden, gesteht die Zeitung die Herausgabe unnötiger Luxuswerke von Goethe mit Hilfe von Zuschüssen. Zum Schluß schildert der Verfasser den Strom von Angeboten, der täglich an die schweizerischen Zeitungen kommt und sagt: „Ein literarisches Dumping hat von drüben aus eingesetzt; man bietet dem Nachbarn geistige Ware in Mengen zu Ausverkaufspreisen an. Nie gab es eine Zeit, in der man deutsche Geistesarbeit so traugrig billig anbot, in der ihr Kurs so entwürdigend niedrig stand wie jetzt. Und die Krise der deutschen Wirtschaft ist auch in ungewohntem Maße eine Krise deutscher Geistigkeit, wie sie in gleicher Art und Stärke vielleicht nie erlebt worden ist.“

Den Niedergang der Träger der deutschen literarischen Kultur hat die schweizerische Zeitung nur allzu wahr geschildert. Aus dieser Tiefe heraus darf der Berufsangehörige fragen: „Was ist Kultur?“ — Und antworten: Deutschland darf auf seine literarische Kultur mit Recht sehr stolz sein, denn sie wurde der Nation von ihren Dichtern geschenkt; die Dichter aber sind vielfach in Not gestorben. Die Kulturhöhe aber wird gemessen an dem den Dichtern widerfahrenen Elend. Not und Elend ist die Grundlage dieser Kultur.

Wirtschaftskrise vor 100 Jahren

Von Ernst Edgar Reimédes

Im Laufe der Jahrhunderte hat die deutsche Volkswirtschaft des öfteren schwere Krisen durchzumachen gehabt. Eine der schlimmsten, langwierigsten Wirtschaftskrisen brachte die Zeit nach den Befreiungskriegen, die gerade vor 100 Jahren ihren Höhepunkt erreichte. Die Folgen der napoleonischen Kriege mit der jahrelangen Besetzung deutschen Bodens lasteten schwer auf dem Lande; der Staat war fast verbankrotet; der deutsche Dissehandel, die östliche Schifffahrt beklagten nicht mehr. In vielen Gegenden herrschte Hungersnot; die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse waren auf einem nie zuvor gekanntem Tiefstand angelangt. In ganz Europa setzte sich eine völlig neue Wirtschaftsauffassung durch und überall wurde die Freiheit des Erwerbs gepredigt.

Das technische Zeitalter begann; infolge der gewaltigen Fortschritte im Maschinenbau erlangte der Großbetrieb und der Export zwar seine Bedeutung, gleichzeitig aber wurden Massen von Arbeitern brotlos. Schon damals (1832) beschäftigte man sich an den zuständigen Stellen eingehend mit dem Problem der Arbeitslosigkeit, das uns heute so schwere Sorgen macht, man plante, ähnlich wie in unseren Tagen, eine Umstellung der Fabrikarbeiter auf den landwirtschaftlichen Betrieb, erwoag die Ansiedelung in den vereinigten Staaten von Nordamerika, die Errichtung von „Armenkolonien“ usw.

Große Sorge bereitete der Regierung die immer mehr zunehmende Verarmung weiter Kreise. Die napoleonischen Kriege hatten alle deutschen Länder in riesige Schulden gestürzt, zu deren Tilgung die Einführung hoher Steuern erforderlich war. Infolge des ständigen Steigens des Goldpreises fielen die Warenpreise andauernd. Während der von Napoleon verhängenen Kontinentalperre, durch die Großbritannien von jeglicher Verbindung mit dem europäischen Festlande abgeschlossen werden sollte, um es auf diese Weise zur Einstellung der Feindseligkeiten und zur Anerkennung des im Utrechter Frieden aufgestellten Seerechts zu zwingen, hatten die Engländer den gesamten Handel mit Amerika und Westindien in sich gerissen und überschwenkten nunmehr, seit Wiederkehr friedlicher Verhältnisse, den Kontinent, vor allem Deutschland, mit ihren billigen Industrieprodukten. Dagegen schlossen Österreich und Rußland ihre Grenzen gegen die deutsche Ausfuhr ab.

1804 wurde für die Provinz Westfalen ein „Armenpflegegesetz“ erlassen, das die Familien der „Armenpflegeangehörigen“ von 10000 Talern im Jahre 1815 auf 400000 Talern im Jahre 1832, was jeder fünfte Familie öffentliche Unterstützungsgelder empfing, weil sie sich nicht mehr selbst erhalten konnte. Während im Jahre 1815 2000 Familien nicht in der Lage waren, Kommunalabgaben zu entrichten, betrug ihre Zahl 1832 44000. Die städtischen Steuern in Berlin stiegen von 600000 Talern im Jahre 1828 auf 1000000 Talern im Jahre 1832. Große Not herrschte vor allem in den Industriegebieten Westfalens und des Rheinlandes, da es an den erforderlichen Mitteln zur Milderung des Elends fehlte. Weder der Staat noch die Gemeinden vermochten durchgreifend zu helfen.

Welt und Wissen

Bernard Shaw hat, wie uns aus London berichtet wird, in einer Rundfunkansprache den Frauen den Rat gegeben, durch Geburtenverweigerung den Staat zur Liebernahme der Erziehungs- und Unterhaltungskosten für die Kinder zu zwingen. Kinder seien bloß teuer und die Eltern sollen nicht die Kosten der Erziehung zu tragen haben. Es sei das Geschäft des Staates, dafür zu sorgen, daß die Toten und Alten durch Junge ersetzt werden und dafür Sorge zu tragen, daß die Eltern für ihre Kinder bezahlt werden.

Ein Literaturpreis von 2000 Francs wurde sorben in Frankreich gestiftet, der am 10. Oktober dem weniger als dreizehn Jahre alten Kinde, Knaben oder Mädchen, ausgezahlt werden soll, das die schönste Geschichte eingereicht hat unter ehrenwörtlicher Versicherung, daß es sich bei der Arbeit von keinem Erwachsenen habe helfen lassen. Man hofft, auf diese Weise neue Einblicke in die Mentalität der Kinder gewinnen zu können. Dem Preisausschuß gehört u. a. André Maurois an.

Drei Arten der Bligenslabung. Die gewöhnlichste erfolgt von Wolke zu Wolke. Die zweithäufigste ist die Entladung von den Wolken zur Erde wodurch die Bligenschäden verursacht werden; sehr selten kommt die Entladung von der Erde zu den Wolken vor, ist aber jedenfalls die weitaus gefährlichste Form.

Eine kurzgefaßte Anleitung passende Tees zusammenzustellen, bringt Dr. Parzjowski's Hefchen „Jeder sein eigener Kräuterkoch“, im Verlag Edmund Demme in Leipzig erschienen; es unterrichtet über einheimische und einige ausländische Kräuter, ihre Heilkraft und ihre Verwendung und Zubereitung.

Die Frauen werden größer. In den letzten zwanzig Jahren haben, wie durch Messungen festgestellt wurde, die Frauen an Größe und Körpergewicht (trotz der schlanken Linie) im Durchschnitt zugenommen, und zwar wird der Größenunterschied mehrere Zentimeter, der Gewichtsunterschied etwa sechs Pfund betragen. Ganz genau so ist es mit der Handschuh- und Schuhnummer. Wenn noch 1890 die Frauen meist 6 1/2 Handschuhnummer trugen, werden die meisten heute mindestens auf 6 3/4 oder gar noch mehr angekommen sein. Seit 1900 ist ebenso die Schuhnummer um etliche Nummern weitergerückt. Wo gibt es heute noch Frauen, die Nummer 36 tragen, was doch in früheren Jahrzehnten etwas ganz Uebliches war? Heute ist es dagegen nichts Ungewöhnliches, daß selbst ein junges Mädchen schon Nummer 40 kaufen muß. Gleichzeitig nehmen auch die Köpfe an Umfang zu. Dieser ganze Vorgang des Wachstums ist in erster Linie auf den Sport zurückzuführen, der das Wachstum des Körpers außerordentlich befördert. Und der Sport ist es, der Hände und Füße der Frauen umwandelt, während die geistige Arbeit sicherlich auch die Kopfgröße beeinflusst.

Wie bekämpft man Muskelkrampf. Muskelkrampf in Händen und Handgelenken ist ein Uebel, an dem viele Menschen leiden. So sehr andere Muskeln des Körpers sich durch Training abhärten lassen, so empfindlich sind die Muskeln der Hand. Personen, die viel schreiben, leiden an Schreibkrampf, ja selbst Maschinenschreiberinnen bekommen ein bestimmte Art von Krampf in den Händen, wenn sie dafür veranlagt sind. Klavierspieler kennen einen Krampf der Handgelenke, der die äußersten Muskeln der Finger völlig lähmt, bei Maureen findet man einen solchen Muskelkrampf häufig und er ist dort oft so stark, daß die daran Leidenden ihre Arbeit aufgeben müssen. Leider gibt es gegen diesen Krampf nur das Mittel der Massage und der Ruhe. Das zweckmäßigste ist, die Arbeit einzustellen, sobald sich das geringste Anzeichen des Krampfes bemerkbar macht. Man kann bei Vorsicht, Schonung und Massage hoffen allmählich des Übels Herr zu werden. Als Hilfsmittel beim Schreiben wird übrigens empfohlen, keine zu dünnen Federhalter zu benutzen.